

Zur Metaphorik des Sprechens
Mit der Metapher zu einer Alltagstheorie der Sprache

0. Vorbemerkung

Sobald wir etwas aussprechen, entwerten wir es seltsam. Wir glauben in die Tiefe der Abgründe hinabgetaucht zu sein, und wenn wir wieder an die Oberfläche kommen, gleicht der Wassertropfen an unseren bleichen Fingern nicht mehr dem Meere, dem er entstammt. Wir wännen eine Schatzgrube wunderbarer Schätze entdeckt zu haben, und wenn wir wieder ans Tageslicht kommen, haben wir nur falsche Steine und Glasscherben mitgebracht; und trotzdem schimmert der Schatz im Finstern unverändert. (Maeterlinck)

Eine Alltagstheorie der Sprache – was ist das nun wieder? Die Antwort ist relativ einfach: Bis auf das, was in unseren Köpfen so alles über *Sprache* bzw. *Sprechen* herumspukt, nichts Besonderes. Aber, so wird nun der psycholinguistisch vorgebildete Leser sagen, *an* bzw. *in* die Köpfe der Menschen kommen wir doch nur durch ausgeklügelte Testbatterien oder exakte Korrelationskoeffizienten. Wir glauben jedoch, mit unserer Analyse einen weiteren Weg veranschaulichen zu können, der ebenso – wenn nicht noch besser, da überzeugender – zu den mentalen Prozessen führt, mittels derer wir von Sprache und Sprechen denken (und sprechen).

Im folgenden nun versuchen wir, diesen Weg zuerst einmal vorzuführen bzw. zu veranschaulichen, bevor wir gegen Ende des Aufsatzes den theoretischen Hintergrund präsentieren möchten, mittels dessen wir zu eben jener Verfahrensweise, die wir „Analyse mittels Metaphern“ nennen möchten, gekommen sind. – Mögen also zuerst die Daten sprechen.¹

I. Vom ‚Sprechen‘, ‚Sagen‘, ‚Reden‘ und anderen oralen Tätigkeiten

Angenommen, man ist gezwungen, jemandem erklären zu müssen, was *Sprechen* ist, so wird man gleich zu hilfreichen Paraphrasierungen greifen und etwa sagen können: „Das ist das gleiche wie *Reden*; wenn man einem z. B. etwas Bestimmtes *sagen* will, oder sich einer bestimmten Person verbal *mitteilt*“. Abgesehen einmal davon, daß diese Situation natürlich nie auftreten würde, denn jeder weiß, was *Sprechen* ist – und einem Ausländer, dem nur das Wort nicht klar ist, wird man vielleicht besser durch das entsprechende Wort der ausländischen Sprache helfen können –, so ist uns dennoch klar, daß *reden* und erst recht *sagen* oder *mitteilen* doch das *Sprechen* nicht voll treffen; wenn auch zugleich das *Sprechen* eine übergeordnete bzw. zugrunde liegende Stellung in Hinsicht auf die anderen Begriffe, die eine verbale Äußerung bzw. Mitteilung charakterisieren, einnimmt.

¹ Natürlich sind wir uns darüber im klaren, daß Daten nicht sprechen, sondern selbst schon ein Produkt von Interpretationen sind; was weiterhin mit Daten angefangen wird, in welchen Argumentationsrahmen sie also eingereiht werden, ist ebenso ein Produkt der Zielsetzung und Interessen des Interpretanten.

Jedoch scheint es offensichtlich, daß nichts an diesen Begriffen metaphorisch ist. Alle Verben wie z. B. *sprechen*, *reden*, *sagen* oder *mitteilen* scheinen einen spezifischen Sachverhalt zu bezeichnen, der die Verben in ihrer Unterschiedlichkeit markiert.

Nehmen wir uns jedoch die folgende Geschichte von Peter vor:

Ich *sprach* gestern mit Peter/ich *sprach* ihn direkt an/er *sprach* auch zu mir/er *sprach* lange über Metaphern/was eigentlich nicht *gegen* ihn *sprach*/und mich in gewisser Hinsicht sogar *ansprach*/was ich dann auch *aussprach*/denn dem mußte man einfach *zusprechen*/ja, es war sogar recht *ansprechend*/denn ich wußte, daß Peter häufig dem Alkohol *zusprach*/sie hatten ihm deswegen den Führerschein *abgesprochen*/woraufhin er *versprochen* hatte/bei seinem Therapeuten *vorzusprechen*/um sich einmal richtig *auszusprechen*/denn jener war schon lange schlecht auf Peter zu *sprechen* usw. usw.,

so ist uns nicht mehr so klar, welchen spezifischen Sachverhalt nun das Verb *sprechen* bezeichnet. Auch die These, daß *sprechen mit* und *sprechen zu* sowie alle anderen zusammengesetzten Verben durch verschiedene Lexikoneintragungen charakterisiert bzw. voneinander abgegrenzt werden müssen, ist nicht des Rätsels Lösung, denn dann ginge aus dem Blickwinkel verloren, daß *sprechen mit* und *sprechen zu* doch in erster Linie Gemeinsames charakterisieren.

Dies allen in der Geschichte kursiv gedruckten Verben Gemeinsame läßt sich vielleicht am besten über einen prototypischen Kern oder eine Erfahrungsdimension festlegen², der, bzw. die sich auf (mindestens) zwei Personen eingrenzen läßt, die sich in dem Prozeß eines verbalen Austausches befinden – kurz gesagt, in einem Gespräch. Das Sprechen *mit* bzw. *zu* jemandem *über* ein Thema charakterisiert dabei den Kern der Typik. Um diese Typik einzulösen, muß man einen gewissen Anfang finden; welcher wiederum darin bestehen kann, daß man einfach etwas *ausspricht* – oder jemanden *anspricht* – oder irgendwo *vorspricht*, also irgendwo hingeht, mit dem Ziel, das für ein Gespräch Typische einlösen zu können. Nachdem der Anfang dann gefunden ist, scheint es offensichtlich, daß man *gegen* oder *für* jemanden sprechen kann; aber wieso kann ein Sachverhalt *gegen* eine Person sprechen, oder eine Person dem Alkohol *zusprechen*; und wieso kann ein Thema – oder gar ein schöner Abend – *ansprechend* sein? Handelt es sich in diesen Fällen um Beispiele, die nichts mehr mit dem prototypischen Kern des Sprechens zu tun haben und deshalb als eigene, spezifische Bedeutung im Lexikon aufgelistet werden müssen?

Im Gegensatz zu dieser Position wollen wir die durchaus noch bestehende Beziehung solcher Verben zur Grundtypik des Sprechens als eine metaphorische Beziehung interpretieren, und diese metaphorische Beziehung als eine Tätigkeit des Fokussierens bzw. der Perspektivität genauer charakterisieren. Dies soll noch einmal kurz an den Beispielen des *Sagens* sowie des *Redens* verdeutlicht werden.

Die Vermutung, daß das *Sprechen* eine Grundkategorie in Hinsicht auf sämtliche Tätigkeiten darstellt, und in diesem Sinne *mehr* bezeichnet als andere Verba dicendi, wird deutlich, wenn man die Frage „Sprichst du eigentlich auch Niederländisch?“ versucht mit einem anderen Verbum dicendi auszudrücken. Der einzige Verbtypus, der annähernd denselben Sinn abrufen kann, ist der des *Sich-Mitteilens* bzw. des *Sich-Vermittelns*: „Kannst du dich auch auf Niederländisch mitteilen bzw. vermitteln?“. Die Verben *sagen* und *reden* greifen hier zu kurz; sie können das, was in der Prototypik

² Mit dem Begriff der Erfahrungsdimension versuchen wir an die Konzeption der „experiential gestalten“ von Lakoff & Johnson (1980) anzuknüpfen; zum Begriff des prototypischen Kerns vgl. Rosch (1973, 1977 und 1978) sowie Bamberg (1980).

der Erfahrungsdimension des Sprechens zum Ausdruck kommt, und unter Linguisten häufig als „sprachliches Wissen“ bezeichnet wird, nicht aufnehmen bzw. wiedergeben.

Bei einer genaueren Untersuchung des *Sagens* wird klarer, inwiefern das *Sprechen* eine breitere Grundtypik markiert, in der das *Sagen* inkorporiert zu sein scheint: Das *Sagen* fokussiert strenger das Objekt, d. h. das was gesagt wird; und weniger die Person, zu der etwas gesagt wird. Dies wird einmal deutlich in der notwendigen Wahl des Objekts:

Sie sagte: „...“/er sagte *nichts Neues/ein Gedicht* aufsagen/*etwas* dahersagen/*eine Durchsage* durchsagen/*jemandem etwas* untersagen/*etwas* absagen/*etwas* vor Gericht aussagen usw. usw.

Etwas komplizierter liegt der Fall, wenn *einem etwas zusagt*, oder wenn zwei *sich nichts mehr zu sagen haben*, denn hier handelt es sich ja nicht mehr um ein *Sagen* in der sogenannten wörtlichen Bedeutung. Wir sind allerdings der Meinung, daß hier ein spezifischer Bedeutungsaspekt des *Sagens* fokussiert wird; und zwar ein Aspekt, der von vornherein in der Typik des Sprechens, Sagens und Redens usw. enthalten ist – und deswegen nirgends gesondert betont zu werden braucht –, nämlich daß das, was man sagt, auch Bedeutung hat. Wenn mir also etwas *zusagt*, hat es Bedeutung für mich; während eine solche Situation, in der sich Menschen nichts mehr einander zu sagen haben, sich durch Sinnleere bzw. Bedeutungslosigkeit auszeichnet. Dies ist ähnlich, wenn ein Geschehen nichts zu *sagen* hat, oder ein Mensch in einer spezifischen Gemeinschaft *das Sagen* hat: Das Gesagte wird immer auch als bedeutungsvoll typisiert und damit auch der, der es sagt³; und das Bedeutungsvolle kann dann auch rücktypisiert werden als ‚etwas Gesagtes‘.

Über die Bedeutungshaftigkeit des Gesagten kann ebenso eine Erklärung des *Versagens* abgeleitet werden – eines Vorgangs, der auf den ersten Blick nichts mit der Wahrnehmungsgestalt des *Sagens* zu tun zu haben scheint. In der Bedeutung von *jemandem etwas versagen* scheint sich noch relativ klar der verbale Anteil an der Tätigkeit auszudrücken, wie auch die Perspektive der Bedeutungs- bzw. Sinnhaftigkeit (denn man kann jemandem nur etwas versagen, was für ihn von Bedeutung ist – was jener jemand sich für gewöhnlich wünscht). Dieser Aspekt der Bedeutungs- bzw. Sinnhaftigkeit ist nach wie vor gültig in dem Fall, wenn z. B. die ärztliche Kunst *versagt*, oder gar wenn die Bremsen *versagen*⁴: Der Aspekt des Gesagten als etwas Bedeutungsvollem und in seiner spezifischen Bedeutung Funktionierendem ist hier im *Versagen* fokussiert und steht als solcher nach wie vor mit dem prototypischen Kern bzw. der Erfahrungsdimension des *Sagens* in Verbindung.

Spezifiziert die Erfahrungsdimension beim *Sagen* in erster Linie das Produkt der sprachlichen Äußerung – und damit auch dessen Bedeutungshaftigkeit, so verschiebt sich die Prototypik des *Redens* dadurch, daß hier stärker die Länge bzw. Dauer der verbalen Äußerung fokussiert wird. Dabei impliziert das Verb *reden* fast immer die Erwähnung des Kommunikationspartners:

Er redete *zu ihr*/sie redete *mit ihm*/sie redete *ihn an*/er redete *auf sie ein*/*jemandem* etwas einreden/*jemanden* überreden/*jemandem* etwas Übles nachreden usw. usw.

³ An diesem Punkt muß auf eine Überlappung mit der Metaphorisierung *mehr* ist *besser* hingewiesen werden. Dies wird insbesondere bei linguistischen Kongressen und Tagungen hervorgekehrt und zum vorherrschenden Handlungsmuster: Derjenige, der länger spricht bzw. etwas sagt, glaubt auch, daß er als bedeutungsvoller typisiert wird.

⁴ In eine ähnliche Richtung läßt sich argumentieren, wenn einmal die Bremsen nicht *ansprechen* sollten.

Seltener wird das Objekt selbst erwähnt:

Er redete *über grammatische Relationen*/er redete schon seit Jahren *von solchen Sachen* usw. usw.

Auch Auswirkungen des Redens entweder auf den Gesprächspartner oder den Sprecher selbst können fokussiert werden:

Er redete ihr ein Loch in den Bauch/sie redete sich heiser/er redete auf sie ein usw.;

bis hin zu einer Spezifizierung des Sprechers bzw. der spezifischen Begleiterscheinungen der verbalen Äußerung:

Mit den Händen reden/er redete sehr melancholisch/wunderbar/überzeugend usw.

Jedoch bedarf es keiner Diskussion der Tatsache, daß das Reden auch einen Zweck oder ein bestimmtes Ziel hat, welches der Redner bzw. Sprecher verfolgt.⁵ Insofern will ein Sprecher nicht gerne

gegen eine Wand reden/in den Wind reden,

sondern in erster Linie *zu/mit* jemandem (einer Zuhörerschaft), dann weiterhin *über* ein Thema, und drittens *mit einer bestimmten Absicht*, welche allerdings vielfältig sein kann.

Was hier ansatzweise an den Verben des Sprechens, Sagens und Redens veranschaulicht werden sollte, läßt sich ähnlich – und sicherlich sorgfältiger – an all den anderen Verba dicendi fortsetzen. Dabei wird dann einsichtiger, wie einige Verben wie *flüstern* oder *rufen* die Lautstärke fokussieren, das Verb *stottern* die Lautabfolge, *näseln* und *hüsteln* den Lautklang. Jedoch beziehen sich alle vier in erster Linie auf die Lautgestaltung des Sprechens. Andere Verben wiederum markieren stärker den spezifischen sozialen Ort oder die soziale Relevanz des Sprechens. Hier stehen beispielhaft Verben wie *vortragen*, *schwätzen*, *predigen*, *klatschen*, *schwafeln* oder *palavern*; während *ausprechen* oder *bemerkend* völlig unspezifisch hinsichtlich der Lauterscheinung wie auch des sozialen Ortes bleiben. *Erzählen* wiederum markiert genauer die Länge und Art der Rede bzw. des Sprecherbeitrages, während (*sich*) *verständlich machen* oder (*sich*) *mitteilen* konkreter auf die Einbeziehung des Gesprächspartners abzielt. Dies wird jedoch noch genauer fokussiert und spezifiziert mittels Verben wie *überzeugen*, *klarmachen*, *streiten*, *jemanden unterhalten* usw.

II. Die „klaren“ metaphorischen Fälle

Wenn bisher in erster Linie die geläufigen Verba dicendi Gegenstand der Untersuchung waren, so sollte daran klar werden, daß es mit der Bedeutung dieser recht häufig verwendeten Ausdrücke alles andere als klar ist: Wir wissen zwar alle genau, was sie in den spezifischen verbalen und non-verbalen Kontexten bedeuten, aber wie dieses Wissen zustande kommt bzw. wie es organisiert ist, ist eine völlig andere und noch weithin offene Frage. War es also im vorausgehenden Abschnitt unsere Absicht, über Begriffe

⁵ Die Erfahrungsdimension, die der Begriff *Redner* abrufft, ist hier eigentlich nicht gemeint; deshalb scheint der neutralere Begriff *Sprecher* hier besser zu passen. Es sei in diesem Zusammenhang darauf hingewiesen, daß es keinen ‚Sager‘ gibt, was die obige These, daß das *Sagen* das Objekt fokussiert – also das, was gesagt wird – und nicht das Subjekt, weiter untermauert. Den ‚ewigen Jasager‘ bzw. den ‚nörgelnden Neinsager‘ erhalten wir nur dadurch, daß das Objekt des *Sagens* bereits lexikalisiert ist.

wie ‚Wahrnehmungsdimension‘ und ‚Prototypik‘ Licht in diese Zusammenhänge zu bringen, so wenden wir uns im Folgenden den Ausdrücken über das Sprechen zu, die jedem native speaker sofort als unmittelbar metaphorisch aufstoßen.

Hierher gehören offensichtlich Verben wie

krächzen / piepsen / röhren / meckern / wiehern / blöken / bellen usw.,

die alle aus dem Tierbereich stammen, was nichts anderes besagt, als daß diese Verben „normalerweise“ die Klänge bzw. Geräusche bezeichnen, die spezifische Tiere von sich geben. Es läßt sich jedoch genauer festhalten, daß über den Gebrauch dieser Verben die tonalen Klangaspekte der Sprechfähigkeit eines bestimmten Menschen fokussiert werden. Allerdings schwingen andere Faktoren mit: Im Rahmen eines linguistischen Vortrages zu piepsen oder zu blöken, macht sich einfach nicht gut. Weiterhin paßt es wohl kaum zu einem alten Opa, daß er piepst; und wohl ebenso wenig zu einem Neugeborenen, daß er/sie blökt, bellt oder gar wiehert. Kurz, es gehen eine Menge Alltagsannahmen ein, die garantieren, daß wir diese scheinbar klaren Fälle von Übertragungen aus dem Tierreich richtig anwenden bzw. sinnvoll interpretieren können.

Während es sicher solch eindeutige Übertragungen von einem Anwendungsbereich in einen anderen geben mag, so ist die Rektion dieser Übertragung jedoch nicht immer einseitig (wie etwa im obigen Beispiel: vom Tierreich zum Menschen) und eindeutig. So scheinen z.B. Verben wie *säuseln* oder *heulen* eher aus dem Naturbereich zu stammen – zumindest historisch –, wohingegen häufig mit den Verben *flüstern* oder *wisperm* Vorstellungen vom menschlichen Sprechen auf Töne bzw. Geräusche in der Natur angewandt werden. Jedoch mag zumindest für die Verben *wisperm* und *heulen* die Rektion eine beidseitige sein: Wir wissen nun mal: Der Wind heult, Wölfe heulen, und Menschen können eben auch solche Töne von sich geben.

Falls diese Beobachtung stimmt, so wird der Begriff des einrektionalen Transfers als Bestimmungsgrundlage und Hauptcharakteristikum für die Metapher hinfällig.⁶ Genau dies ist auch die Einsicht so bedeutender Theoretiker wie Karl Bühler und etwa 50 Jahre später Max Black, die in Absetzung gegen eine Transfertheorie von einer „Sphärenverschmelzung“ (Bühler 1934) bzw. einer Interaktion von zwei Assoziationskomplexen (Black 1962) sprechen, aus der eine neue, der Metaphorisierung eigene Bedeutung hervorgeht. – Die entscheidende Frage, die hiermit jedoch offen bleibt, ist nun aber, wie sich denn ein solcher Assoziationskomplex wie etwa zu Verben wie *wisperm* oder *heulen* von solchen Assoziationskomplexen wie etwa zu *sprechen*, *sagen* oder *reden* unterscheidet. Die Antwort, die im folgenden genauer differenziert werden soll, sei hier schon vorweggenommen: Die einzelnen Assoziationskomplexe zu den Verba dicendi unterscheiden sich lediglich in ihrer Spezifik; in ihrer Funktion jedoch, mentale Prozesse des Sinnverstehens zu organisieren und somit kommunikativ zu steuern, unterscheiden sie sich nicht – und in dieser Hinsicht vermitteln sie sich alle über denselben Prozeß, der letztlich als *metaphorisch* zu charakterisieren ist.

⁶ Jedoch könnte man vielleicht argumentieren, daß man in diesen sogenannten „klaren“ Fällen einer Übertragung den Prototyp der Metapher erfaßt hat, d.h. den in seiner Einfachheit überzeugendsten Typus. Allerdings dürfte damit aber auch klar geworden sein, daß es auch untypische Fälle gibt, die eine Metapherntheorie ebenso zu erfassen hat, will sie nicht oberflächlich und verkürzend arbeiten.

III. Eine Alltagstheorie der Sprache

Immer wenn wir vom Sprechen sprechen, wird ein bestimmter Anteil mitthematisiert, der der Sprache in eigentümlicher Weise vorgelagert zu sein scheint. Diese dunklen Gefilde, aus denen die Sprache hervorzugehen scheint, sitzen irgendwo tief im Individuum und drängen scheinbar naturhaft auf Veräußerung:

Es sprudelte aus ihm heraus/er sprudelte über/er mußte es loswerden/das saß ganz tief bei ihr drin/plötzlich brach bzw. schoß es aus ihr heraus/es entfuhr ihm usw.

Es scheint, als ob in diesem Behälter etwas Aufrichtiges und Natürliches, ja vielleicht der wahre Kern untergebracht ist, das bzw. der nach außen, d.h. auf eine Verbalisierung drängt. Verben wie *aussagen*, *ausdrücken* oder *aussprechen* verweisen auf genau diesen Zusammenhang:

Sie sprach es nicht aus/er verweigerte die Aussage/drück dich doch besser aus usw.

Das Individuum selber kann jedoch unter Umständen kontrollierend in diesen natürlichen Prozeß eingreifen: Es kann willentlich

aus dem Vollen schöpfen/etwas hervorbringen/etwas entfalten/schöpfen (im Sinne von ‚kreativ sein‘) usw.

oder aber auch

etwas zurückhalten/etwas zurückdrängen/es nicht rauslassen/nicht aussprechen/unterdrücken usw.

An die Tiefe erinnern noch Begriffe wie *Wortschatz* oder *Sprachschatz* oder die Redewendung *stille Wasser gründen tief* – sie können jedoch ergründet, oder im Falle des Schatzes, gehoben werden bzw. an das Tageslicht gebracht werden. Daß die Kontrolle nicht immer gelingt, also der naturhafte Prozeß der Veräußerung oft überhand nimmt, zeigt sich darin, daß man sich auch *verplappern* kann.

Damit ist dann auch schon die Lokalität angesprochen, die das ‚Innere‘, ‚Wahre‘, ‚Natürliche‘ mit dem ‚Äußerlichen‘, ‚Verbalen‘ verbindet: eine Art regulatives Ventil – in der Form eines ‚Mundes‘. An dieser Stelle kann dann die Regulation einsetzen:

Man kann die Klappe bzw. den Mund halten/aufmachen/dichtmachen/etwas verschlucken/sich auf die Lippen beißen usw.

Ist ‚es‘ jedoch einmal ‚heraus‘, so läßt es sich kaum wieder zurücknehmen⁷; denn das Gesagte hat sogleich etwas von dem, was vorher in der Tiefe verborgen lag, materialisiert, und legt jenen Anteil der Einsichtnahme anderer offen. Damit wird eine Äußerung selber zu einem Behälter, in dem mehr oder weniger drin sein kann:

Dein Gerede ist hohl bzw. leer/dieser Satz hat keine Bedeutung/da ist nix drin/das ist leeres Geschwätz/ihre Aussage war sehr prägnant bzw. bedeutungsträchtig/bedeutungsvoll/bedeutungsschwanger usw.

Hier läge also der Grund für die Kompetenz eines native speakers, einem Wort, Satz oder einer Äußerung mehr, weniger oder gar keine Bedeutung beimessen zu können: Der Behälter kann eben voll, weniger voll oder sogar völlig leer sein.

Weiterhin fällt auf, daß dieses verbalisierte Etwas sogleich einen Substanzcharakter annimmt – und zwar in erster Linie wohl über eine räumliche Materialisierung, die aus-

⁷ Entschuldigungen derart wie „Nun gut, ich habe das nicht so gemeint, ich nehme das zurück“, müssen gesondert behandelt werden. Eigentlich wird in solchen Fällen nichts zurückgenommen, sondern im besten Fall der Versuch gemacht, die Folgen der Handlung abzuschwächen.

gedehnt werden kann auf Verwandtschaftsbeziehungen:

Ein Begriff deckt etwas ab/zwei Begriffe sind deckungsgleich/sie sind oder stehen sich nahe/die beiden Begriffe berühren sich in ihrer Bedeutung/sie sind eng miteinander verwandt usw.

Diese Begriffe, mittels ihrer räumlichen Substanz in eine lineare Anordnung gebracht, nehmen die Vorstellungsdimension eines linearen Ablaufes an. Sie besitzen einen Anfang und ein Ende; und in der Mitte liegt ein Zwischenraum, der in Form einer Reise bzw. Wegstrecke überbrückt werden muß. Insofern sprechen wir auch von einem *Redefluß* oder einem *Gedankengang*, in den man etwas *einfügen* kann;

der Duktus läuft/jemand setzt seine Rede fort/führt aus/unterbricht hier und da/fährt weiter und so fort.

Nun ist die Erfahrungsdimension einer Reise noch recht allgemein. Man könnte zu Recht einwenden, das Bild einer Reise passe nicht ganz – oder zumindest überschneiden sich hier Vorstellungen von einem Fluß, der von seiner Quelle zum Meer fließt, mit denen einer Reise oder auch eines Puzzlespiels („er fügte ein Stückchen zum andern“). Hier soll nun nicht die Entscheidung für die eine oder die andere Erfahrungsdimension als Grundlage getroffen werden. Festzuhalten bliebe jedoch, daß sich all jene Bilder vom Puzzle, Fluß oder von der Reise in ihrer Gestalthaftigkeit gleichen: Alle haben einen konkreten Anfang bzw. Ursprung und kommen in einer mehr oder weniger regelgeleiteten Folge von Schritten mit einem konkreten Ziel vor Augen zu ihrem Ende.

Diese Gestalt ist konkreter materialisiert in der Tätigkeit des Webens bzw. Spinnens, die als Erfahrungsdimension die Prototypik dieses linearen Prozesses charakterisiert:

Man kann einen Faden spinnen/den Faden aufnehmen und weiterspinnen/anknüpfen/etwas ist miteinander verknüpft/verwoben/verknötet/man muß den Knoten erst auflösen/ein Gedankenknäuel/etwas (und damit häufig auch die Person selber) ist versponnen/er ist ein Spinner/sie hat sich in ihrer Argumentationskette verstrickt usw.

Was hier angesprochen wird, ist der Prozeß der Entstehung eines ganzheitlichen Produktes. Etwas Lineares, nämlich ein Faden, wird zu einem sinnvollen Ganzen zusammengewoben; wobei der Mensch an diesem Prozeß der Transformation einen aktiven und zugleich kreativen (künstlerischen) Anteil hat: Man muß eben aufpassen, daß man richtig weben kann und sich nicht *verstrickt*, denn Verstrickungen sind wie Lügen – und jene sind gesellschaftlich sanktioniert. Oft geht auch dem aktiven Schaffen noch eine Planungsphase voran: Man *entwirft* erst einmal, *deutet* in groben Umrissen an, *skizziert* usw.; dies insbesondere dann, wenn man sich an größere Produkte bzw. Redeinheiten macht. – Hier fällt sogleich eine weitere Überlappung des Bildes vom Weben bzw. Spinnen mit der Vorstellung vom Zeichnen bzw. Malen in's Auge:

Theokrit malt uns ein Bild wunderbarer idyllischer Naturbeschreibung/sie skizzierte ihre Theorie nur in groben Umrissen/ein farbenfrohes Aufsätzchen/kannst du das noch etwas weiter ausmalen/sie zeichnet ein klares Bild der sprachlichen Universalien/er hat absolut keine Linie in seinem Vortrag usw.

Auf diesem Hintergrund lassen sich auch solche Begriffe wie *Lautmalerei*, *Sprachbilder*, *bildhafte Ausdrücke* und sogar der Begriff der *Bezeichnung* sinnvoll einordnen.

Ein ähnliches weiteres Bild ist das des Bauens oder Konstruierens: Auch zu der Fertigstellung eines Gebäudes bedarf es einer Planungsphase, eines Entwurfs, einer Skizze usw. Sodann bedarf es in der Gestaltung der Rede bzw. Erzählung bestimmter *Bauformen*, *Argumentationsblöcke*, die einer auf den anderen *aufgebaut* (*Aufbau*, *Satzbau*) werden müssen, bis sie das fertige *Argumentationsgebäude* ergeben. Auf der Ebene der konkreten handwerklichen Tätigkeiten, die in diesen Vorgang eingehen, kann man

an seiner Rede feilen/sie zurecht zimmern/ihr den letzten Schliff geben/sie tüchtig aufpolieren/abschleifen/hinbiegen/zurechtschustern/an ihr herumflicken/den Inhalt in eine bestimmte Form gießen/den Mörtel für die Argumentationskette anrühren⁸ usw.,

damit das Produkt glänzend, geschliffen, abgefeilt usw. als fertige Ganzheit in seiner kulturspezifischen Ästhetik Gestalt annimmt – und auf den Markt geworfen werden kann.

Unsere Argumentation kann nun jedoch nicht dahin gehen, eine möglichst vollständige Liste all der Metaphern zu erstellen, die in der deutschen Sprache zur Verfügung stehen, um den prozeßhaften Charakter der Entstehung sinnvoller, verbaler Einheiten zu charakterisieren. Jedoch teilen alle uns im Deutschen bekannten Bilder gewisse typische Züge: Fluß, Reise, Puzzlespiel, das Weben, Malen oder Bauen in all seinen handwerklichen Varianten – sämtliche Vorgänge verweisen auf den Entstehungsprozeß eines wachsenden Endproduktes; und in jeden dieser Entstehungsprozesse sind mehr oder weniger sinnvolle Zielsetzungen a priori eingelassen. Der Fluß bahnt sich (heutzutage mehr oder weniger naturhaft) seinen Weg, in der Reise ist es möglich, hier oder dort noch ein Püschchen einzulegen, oder kurzerhand umzudisponieren; beide haben jedoch ein Ziel, das den Verlauf mehr oder weniger festlegt bzw. einengt. Bei der Malerei oder gar beim Bauen steht das Endprodukt viel konkreter vor Augen. Alles ist daraufhin zugeschnitten; und Abweichungen vom Plan sind relativ selten. Allerdings kann das Geld ausgehen (oder die Farben bzw. das Garn), und die Gefahr besteht, daß das Ziel nicht erreicht werden kann.

Für gewöhnlich muß jedoch das sprachliche Produkt zu einem früheren oder späteren Zeitpunkt seine ganzheitliche, in sich kohärente Gestalt gewonnen haben. Nur dann ist die Zielvorstellung eines Sprechers bzw. Sprechaktes eingelöst. Es ist also in der Absicht eines jeden Sprechers,

auszureden/den Gedankengang zu Ende zu führen/die Argumentation in sich geschlossen (kohärent) vorzustellen/alles offen zu legen/die ganze Sache abzurunden/den Sachverhalt deutlich zu machen bzw. zu klären/nicht unterbrochen zu werden/klar zu machen, worum es ihr geht usw.

Eine derartige Gestaltung des verbalen Produktes ist wiederum Voraussetzung, um „die Botschaft in den Raum stellen zu können“:

Das stell ich mal so dahin/das steht erst mal/das ist unverrückbar/dahinter geh' ich nicht mehr zurück/das ist unangreifbar/da gibt's nichts dran zu rütteln usw.

Das fertige Produkt, das eigenständig, auf sich selbst angewiesen, einen bestimmten Standort behauptet, markiert zugleich die Position seines Subjekts, des Sprechers, wie auch die des Hörers: Sprecher und Empfänger werden – wie bei einer Telefonverbindung – über eine Art Draht miteinander in Beziehung gesehen. Dieser Draht ist jetzt das Mittel, über welches das Hauptziel der Sprechertätigkeit erreicht werden kann, welches darin besteht, das fertige Produkt, welches aus dem Sprecherbehälter hervorgegangen ist, nun in den Hörerbehälter hineinzubekommen. – Nun kann es jedoch passieren, daß der Draht nicht richtig funktioniert – vorausgesetzt, man *hat* überhaupt einen Draht zum Hörer –, oder aber, der Draht kann zu lang sein:

Man kommt einfach nicht zu dir durch/die Botschaft kam nicht an/ich kam nicht an sie ran (kommunikativ!)/da kam einfach nichts rüber/der andere stand auf der Leitung/hatte eine lange Leitung/ die Verbindung war unterbrochen usw.

⁸ Normalerweise wird allerdings eine Kette *geschmiedet* und nicht mit Mörtel angerührt! Hier handelt es sich also um einen typischen Fall des ‚metaphor mixing‘.

Es kann aber auch vorkommen, daß der Draht zu kurz ist. Dann ist eigentlich die Ausarbeitung in ein sprachliches Produkt gar nicht mehr nötig:

Es stand ihm schon auf der Stirn geschrieben/es war ihm von der Stirn bzw. den Lippen abzulesen/man sah es ihr schon an der Nasenspitze an.⁹

Ein anderes Hindernis, das sich dem Hauptziel, das abgerundete Produkt in den Hörerbehälter hineinzubekommen, entgegenstellen kann, ist jedoch weitaus ärgerlicher:

Der Hörer kann sich den Argumenten verschließen/er braucht sich den Worten nicht zu öffnen bzw. sich darauf einzulassen/er ist nicht aufnahmebereit/er hat kein offenes Ohr für derartige Argumente usw.

Auf Seiten des Hörers finden wir also ebenso eine Klappe wie auf Seiten des Sprechers, die sich jedoch besser als Trichter definieren läßt, denn schließlich soll die Botschaft ja dort *hineingesandt* werden („das hat man ihm doch *eingetrichtert*“). Die Funktion dieses Hörertrichters ist ähnlich der der Sprecherklappe definiert; der Hörer kann sie willentlich regulieren:

Er kann etwas ans sich herankommen lassen/oder weit von sich weisen/es braucht ihn nicht zu betreffen/berührt ihn gar nicht/es geht ihn nichts an/er erweist sich als offen/verschlossen usw.

Argumenten, die jedoch zu einem ganzheitlichen Produkt verarbeitet sind, und auch noch in der „richtigen“ Abfolge (Reise/Fluß) vorgebracht werden – in diesem Sinne also ein „Spitzenerzeugnis“ darstellen – kann sich der „vernünftige“ Hörer jedoch normalerweise nicht *verschließen*:

Das muß er einfach einsehen/das ist doch sonnenklar/wer das nicht einsieht, .../das schnallt doch jeder/kapierst du das denn nicht? usw.

Öffnet der Hörer also seinen Trichter, so

nimmt er die Worte bzw. die Botschaft in sich auf/dann hat er etwas mitgekriegt/im Kasten/ge-schnallt/drin/er hat es endlich angenommen/gefressen/nachvollzogen/im Trichter/eingesehen usw.

In diesem letzteren Fall also, in dem etwas „rübergekommen“ ist, kann man davon sprechen, daß die gesamte Angelegenheit nun in beiden Behältern ist – sowohl auf der Hörer- wie auch auf der Sprecherseite. In diesem Fall

teilen Sprecher und Hörer dieselbe Information/sind sich einig/haben ein Stück gemeinsamen Weges zurückgelegt/sind sich ein Stück näher gekommen/sind sich eins,

was sprechakttheoretisch formuliert werden kann als: Die Kommunikation ist geglückt!

Diese verschiedenen Aspekte zusammenfassend ergibt sich eine bestimmte Vorstellung bzw. Alltagstheorie von Sprache und Kommunikation, die sich durch metaphorische Kohärenz auszeichnet: In einem Individuum gibt es bestimmte Anteile, die es gerne mit anderen Individuen teilen möchte (*mit-teilen*); andere Anteile behält es lieber für sich. Die Anteile, die es mitteilen möchte, werden in ein lineares Produkt transformiert, das möglichst ganzheitlich abgerundet sein sollte. Das Ziel dieses Transformations- bzw. Produktionsprozesses ist es, den mitzuteilenden Anteil dem Hörer zu vermitteln, d. h. diesen Anteil in ihn/sie hineinzubekommen. Je nachdem wie der Hörer sich *stellt* – allerdings kann er/sie sich einem Spitzenprodukt gar nicht verschließen – kann das Ziel mehr oder weniger schnell eingeholt werden. Ist das Ziel erreicht, so kann von einer

⁹ Die Funktion des Gesichtes als kommunikativer Informationsträger für das Wahre und Uner-schütterliche ist eminent. Wir vertrauen eher dem Gesichtsausdruck eines Sprechers als dessen ver-balem Produkt, weil wir glauben, man habe das Gesicht bzw. den Gesichtsausdruck weniger „unter Kontrolle“ als den verbalen Ausdruck: „Es sagen ja die Blicke, die Worte sagen: nein!“ (Haydn).

zustandegekommenen Vermittlung gesprochen werden. In diesem Fall ist das Produkt auch für den Hörer gegenwärtig – d. h. klar und greifbar (*begriffen*). Sprecher wie Hörer haben nun Teil an etwas Gemeinsamen, das sie verbindet. In diesem Sinne sind

ihre vorherigen Verschiedenheiten überwunden/sie haben ihre – unter Umständen unterschiedlichen – Standpunkte aufgegeben/sind sich einander nähergekommen/ihre Horizonte haben sich ver-schmolzen/sie sind sich eins.

Zeigt sich der Hörer *verschlossen* – insbesondere in Fällen, in denen es sich um ein Spitzenprodukt handelt – kann entweder das vorher gesteckte Ziel aufgegeben werden (in einem solchen Fall

ist man sich weiter entfernt denn je/werden die Gegensätze unüberbrückbar/bricht man die beste-henden Kontakte ab/hat man sich absolut nichts mehr zu sagen)

oder

man setzt nach/versucht dem andern eins drüberzugeben/eins auszuwischen/ihn fertigzumachen/! auf ihm rumzuhacken/stärkere Geschütze aufzufahren/man läßt sich gar auf ein Scharmützel ein usw.

Kommunikation im Sinne dieser Alltagstheorie von Sprache ist also stets Austausch von Inhalten (also dem, was in einem verborgen liegt!) über die bestehenden Verbindun-gen; dabei kann etwas

über den anderen hinweggehen/unter die Gürtellinie gerichtet sein/den andern empfindlich treffen/mitnehmen/berühren/durch ihn hindurchgehen usw.,

oder man kann

aneinander vorbeireden/sich nicht treffen/auseinanderdriften/sich nichts mehr zu sagen haben usw.

IV. Was leistet eine Alltagstheorie der Sprache?

Die Sichtweise des Individuums in der oben skizzierten Alltagstheorie ist die einer sich in ständigem Austausch befindenden Einheit, die diesem Austausch jedoch vorgelagert ist, d. h. den Austausch letztlich selbst konstituiert. Ungelöst bzw. sogar ungefragt bleibt dabei die Frage, was denn dieses Individuum und sein Interesse am Austausch konstituiert. Wie oben bereits versucht wurde aufzuzeigen, liegen die Gefilde, aus denen das Vorsprachliche zur Linearisierung und zum Austausch drängt, *in der Tiefe* und sind *dunkel*. Es herrscht weiterhin die Vorstellung von einer Reinheit bzw. Wahr-heit, die im Innern und Dunklen ruht, und die nach außen, an die Oberfläche drängt oder gebracht werden muß durch entsprechende Gesprächstechniken wie Verhör oder Psychoanalyse. Die Form des Geständnisses und die Prototypik des „aufrichtigen Ge-sprächs“ hängen eng miteinander zusammen.¹⁰ – Diese Alltagstheorie zu substituieren, etwa durch das Theorem, das Individuum sei selber durch diesen Austauschprozeß konstituiert, bzw. konstituiere sich in ihm, erweist sich schlicht als Unmöglichkeit. Die in unseren Kulturkreisen vorherrschende Alltagstheorie vom Sprechen und Kommuni-zieren fokussiert das Individuum als das Subjekt und das Produkthafte an Sprache, wo-bei der Austausch des Produktes in erster Linie durch die Qualität des Produktes selber organisiert wird.

¹⁰ Foucault (1976) zeigt, daß diese Prototypik nicht transhistorisch besteht, sondern eine geschichtlich recht neue Angelegenheit ist; und er zeigt ferner, wie diese Geständnisform der Kom-munikation über vielfältige Praxen und Institutionen in Herrschaftsstrukturen eingebettet wurde oder diese erst konstituierte.

Damit wird sogleich augenscheinlich, welche Funktion eine solche Alltagstheorie erfüllen muß: Sie liefert einen globalen Erklärungszusammenhang in Begriffen bzw. über Wahrnehmungen der gesellschaftlichen Funktionsprinzipien; womit wiederum das Einzelindividuum die Möglichkeit hat, den gesellschaftlichen Alltag (vom Autofahren über den Einkauf bis zur Arbeit und zum Beischlaf) als durchaus kohärent zu verstehen mit den Prinzipien, die Sprache und Kommunikation leiten. Damit steht das Verständnis von Sprache und Kommunikation nicht im Widerspruch zu den übrigen Organisationsprinzipien des Alltags, sondern reiht sich relativ lückenlos in ein Gesamtverständnis von Realität. — Die gültige, d.h. die vorherrschende Alltagstheorie der Sprache garantiert also ein Verständnis alltäglicher sprachlicher Tätigkeiten und ermöglicht ein Verständnis der Realitätsbereiche, deren Metaphorik mit der des Sprechens verknüpft ist.

Nun ist die hier veranschaulichte Alltagstheorie jedoch nicht so rund, abgefeilt und einheitlich, wie sie aufgrund unserer Darstellung erscheinen mag. Daß man — wie oben bereits erwähnt — die kommunikative Situation als *Scharmützel* interpretieren kann, in dem man stärkere Geschütze auffahren möchte/den anderen fertig machen will/auf ihm rumhackt usw.,

verstößt nicht unbedingt gegen das Grundmuster des oben hypostasierten Austausches. Jedoch ist die Gestalt des kriegerischen Austausches weit tiefer in unser Denken und Sprechen eingelassen, als wir uns wahrscheinlich eingestehen möchten. Lakoff & Johnson (1980) demonstrieren mit einer Fülle von Beispielen, welche Ausmaße die Metapher *argument is war* in unserem Denk- und Sprachzusammenhang angenommen hat. Hier nur einige Beispiele:

Wir bauen unsere Position weiter aus/verteidigen uns effektiv/wehren den Angriff der Formalisten geschickt ab/kontern mit einer Salve von Fragen/reiten damit eine kühne Attacke gegen den Formalismus/verschießen dabei unter Umständen unser gesamtes Pulver/und enden womöglich in lang andauernden Grabenkämpfen.

Nun scheinen sich hier jedoch zwei Perspektiven (Erfahrungsdimensionen) zu überschneiden, die auf den ersten Blick nichts miteinander zu tun haben: die ‚friedfertige‘ Produktion von ganzheitlichen Gegenständen, die in den gesellschaftlichen Raum gestellt werden, und die kriegsgemäße Auseinandersetzung zwischen Einzelindividuen oder gesellschaftlichen Gruppen. Ohne daß wir hier im einzelnen auf die konkreten Unterschiede dieser beiden Perspektiven, und wie sie historisch zustande gekommen sind, eingehen wollen, sei jedoch darauf verwiesen, daß beide Dimensionen in einem spezifischen Punkt zur Deckung gelangen. Sowohl die Fertigstellung eines Produktes ist auf den Austausch gerichtet wie auch die Auseinandersetzung mit kriegerischen Mitteln: In beiden Fällen möchte der *Produzent* bzw. *Krieger*, daß etwas „*rüberkommt*“; daß das Produkt vom potentiellen Abnehmer *gekauft*, *ausgetauscht* oder einfach nur *angenommen* wird — worauf in der kriegerischen Auseinandersetzung jedoch nicht mehr zu hoffen ist. Dort ist man darauf aus, daß möglichst viele der eigenen Attacken oder Geschosse *an-* bzw. *rüberkommen* und *den Gegner treffen*. — Wie oben bereits angedeutet, muß jedoch die Wahl der kriegerischen Mittel häufig nicht getroffen werden, da der *Gegner* sich als *Kommunikationspartner* erweist, d.h. sich friedfertig zeigt und der Kommunikation bzw. Abnahme des Produktes keine Widerstände in den Weg legt.

Wir stoßen hier auf ein Prinzip, das George Lakoff „the patching of folk theories“ nennt.¹¹ Über diese Metapher vom Flicker bestimmter Löcher ist ein Vorgang zu ver-

¹¹ George Lakoff, persönliches Gespräch.

stehen, der darauf abzielt, etwaige Widersprüche oder Unebenheiten aufzulösen bzw. einzuebnen. Bezogen auf den Teil einer Alltagstheorie von Sprache und Kommunikation, der durch die Metapher vom friedfertigen Produzieren und Austauschen von sprachlichen Produkten nicht abgedeckt werden kann, heißt dies, daß eine andere Alltagstheorie Hilfestellung leisten muß: Wenn also der sprachliche Austausch nicht über die normalen Mittel gewährleistet werden kann, so wenden wir uns einer Perspektive zu, die Sprecher und Hörer als Feinde fokussiert und im Rahmen dieses Paradigmas in der Lage ist, die konkreten Vorgänge sinnvoll zu interpretieren. Wie oben jedoch veranschaulicht, ist dieser Patching-Vorgang nur möglich aufgrund der Tatsache, daß ein spezifisches strukturelles Moment der Austauschrelation bewahrt bleibt. — Ein weiterer Vorgang der Einebnung von Unebenheiten der oben dargestellten Alltagstheorie von Sprache begegnet uns in Fällen, in denen gelogen oder mit verbalen Mitteln getäuscht wird. Wie im einzelnen dieser Patching-Prozeß über eine besondere Alltagstheorie vom Lügen funktioniert, ist gut dargestellt in zwei neueren Publikationen zu diesem Thema (Coleman & Kay 1981; Sweetser 1981); wir wollen daher nicht weiter in diesem Zusammenhang auf die Alltagsvorstellungen vom Lügen eingehen.

Jedoch bliebe noch ein weiteres Problem, das nicht lückenlos in die in unserem Kulturbereich vorherrschende Alltagstheorie vom Sprechen eingeordnet werden kann; und dies ist das *Meinen*. In der Fußnote 7 haben wir bereits darauf hingewiesen, daß man zwar etwas sagen kann, aber unter Umständen etwas anderes damit meint. *Meinen* und *Sagen* sind also für unser Alltagsverständnis erst einmal zwei verschiedene Tätigkeiten, die jedoch häufig — und wir können vermuten: im Normalfall — zusammenfallen: „Ich meine genau das, was ich sage“. Jedoch erinnert das *Meinen* an eine Tätigkeit, die dem Sprechen vorgelagert zu sein scheint; und führt uns damit näher bzw. zurück an die ‚tiefen, unergründlichen Gefilde‘, aus denen die Sprache hervorzudrängen scheint:

Was meinst du damit?/meinst du das im Ernst?/sag jetzt endlich, was du wirklich meinst usw.

Mit dem *Meinen* scheinen wir also mehr abdecken zu wollen; nämlich auch das, was in unsere Weltanschauung und unsere innersten Überzeugungen eingegangen ist. Insofern hat das, was ich *meine*, wirklich den höheren Grad an Verbindlichkeit innerhalb kommunikativer Verhandlungen: Es ist schwieriger, seine Meinung zu ändern als beispielsweise seine Worte.

Auf der anderen Seite kann man parallel zu der Tätigkeit des ‚etwas-einfach-so-Dahinsagens‘ auch in einer spezifischen Situation sich herauszureden versuchen mit: „Nun, ich meinte nur so“; z. B. in der Absicht, auf das, was man vorher gesagt hat, nicht festgenagelt werden zu können. — Hier gehen die Überlegungen zu einer Alltagstheorie des Sprechens über in Überlegungen zu einer Alltagstheorie des Glaubens, Wissens und Bewertens. Kehren wir lieber zum Ausgangspunkt zurück, der uns in diesem Papier beschäftigt hat, nämlich der Analyse der in unserem Kulturbereich gültigen Alltagsvorstellungen über Sprechen, Sprache und Kommunikation. In einem letzten Schritt wollen wir klarstellen, was an der vorgefundenen Alltagstheorie metaphorisch ist und wie die Suche nach metaphorischen Strukturen zum Instrument der Analyse werden kann.

V. Zum Begriff der „Metapher“

Im Rahmen der Wiederaufnahme der Diskussion über die Metapher, die vor nun etwa 7 Jahren aufwindartig einsetzte, zeichnete sich ein neues Metaphernverständnis ab.

Endgültig überwunden scheinen jene Zeiten, in denen unter der Vorherrschaft exakter syntaktischer Beschreibungsmodelle die Metapher als Anomalie oder Regelverstoß aus dem Beschreibungs- bzw. Erklärungszusammenhang ausgeklammert wurde. Mit der Einsicht, daß dem Problem der Metapher nicht als einem ausschließlich linguistischen Phänomen beizukommen ist, setzte sich in zunehmendem Maße die Erkenntnis durch, daß die kulturell intersubjektiv geteilten Annahmen, auf deren Hintergrund die Metapher verständlich wird bzw. funktioniert, selbst mit in den zu analysierenden Gegenstandsbereich einbezogen werden müssen. Damit verlagerte sich das Problem der Metapher von der ausschließlich sprachlichen Ebene auf die Ebene einer im weitesten Sinne gefaßten Erkenntnistätigkeit. Genau dies ist auch der Ausgangspunkt für das Metaphernverständnis der Autoren: Mittels Metaphern – bzw. besser gesagt: mittels metaphorischer Tätigkeit – setzt der Mensch sich ständig *neu* in Beziehung zur Realität. Das Wesen der Metapher – und in dieser Annahme decken wir uns weitgehend mit dem Ansatz von Lakoff & Johnson (1980) – besteht darin, daß konkrete, alltägliche Erfahrungen auf eine spezifische Prototypik hin zusammengefaßt bzw. typisiert werden, mittels derer ein Verstehen von neuen Objekten, Vorgängen und Personen – die in ihren konkreten Erscheinungsformen nun jedoch mehr oder weniger von dem Prototyp abweichen können – ermöglicht wird. – Zusammengefaßt: Die metaphorische Tätigkeit ist eine konzeptuelle Tätigkeit, mittels derer Beziehungen geschaffen werden zwischen einem mehr oder minder standardisierten Sinnverständnis und konkreten, empirischen Objekten, Vorgängen und Personen.

Daraus ergibt sich das Problem, den Metaphorisierungsprozeß abgrenzen zu müssen von dem, was in der kognitiven Wissenschaft ‚Kategorisierung‘ genannt wird. Ohne hier zu tief in diese Auseinandersetzung eindringen zu müssen, sei auf den grundlegend unterschiedlichen Ansatz der Kognitionstheorie verwiesen. Stark verkürzt – und metaphorisierend – lassen sich die einschlägigen Kognitionstheorien als „Rucksacktheorien“ auf den Begriff bringen. Diese Theorien argumentieren etwa folgendermaßen: Während seiner/ihrer Ontogenese lernt das Individuum die Realität so einzuteilen und zu kategorisieren, wie sie tatsächlich ist. Dieses kategoriale Verständnis von Realität stellt damit die Voraussetzung für den Spracherwerbsprozeß dar, auf das die spezifischen (lexikalischen, syntaktischen und semantischen) Formen und Relationen der Sprache L_1 gestülpt („mapping“) werden. Hat man nun diese Zusammenhänge intus, so kann man je nach Belieben in seinen Rucksack greifen und sich der vorhandenen mentalen und sprachlichen Repräsentationen bedienen; und da die Mitglieder derselben Sprachgemeinschaft mit den gleichen Rucksäcken herumlaufen (zumindest mit dem gleichen Inhalt), steht einer gegliückten (und in diesem Sinne ‚glücklichen‘ und vielleicht sogar konfliktfreien) Kommunikation nichts mehr im Wege.

Unsere Überlegungen hingegen basieren nicht auf einer a priori gesetzten Gleichheit der Individuen einer bestimmten Sprach- und Kulturgemeinschaft, sondern auf der Annahme ihrer Unterschiedlichkeit. Ausgehend davon wollen wir untersuchen, wie es den Menschen trotz einer Unsumme singulärer, unterschiedlicher Erfahrungen *dennoch* gelingt, zu kommunizieren bzw. sich miteinander zu verständigen. Bei dem Versuch der Beantwortung dieser Frage stoßen wir immer wieder auf metaphorisch strukturierte Bedeutungszusammenhänge, die wir in diesem Artikel zu systematisieren versuchten. – An anderen Orten haben wir anhand von empirischem Material aufgezeigt, daß und wie Kinder über den Prozeß von Metaphorisierungen ihren kognitiven Entwicklungsprozeß vorantreiben, sich der Sprache bemächtigen und ihre sozialen Beziehungen ausbauen (vgl. Bamberg 1981, 1983; Budwig et al. 1983a, 1983b). Damit ist ein erster Schritt getan, der kreativen und aktiven Rolle des Menschen in seiner/ihrer Konstituierung der

Lebensverhältnisse – eingeschlossen sind immer auch die ‚sprachlichen Lebensverhältnisse‘ – gerecht zu werden.

Dieses Unternehmen bedarf jedoch einer Ergänzung auf der sozialen bzw. kulturspezifischen Ebene; denn obwohl Realität durch Menschen täglich konstituiert wird, sind spezifische Rahmenbedingungen kulturell vorgegeben. Auch diese Rahmenbedingungen lassen sich als Produkte von Metaphorisierungsprozessen begreifen, auf bzw. in die sich die Kulturmitglieder eingelassen haben – und mittels derer sie ihre Realität zugleich als sinnvolle erfahren können (vgl. Bamberg 1982). Diese Produkte sind in der Form von Alltagstheorien materialisiert, welche sich grundlegend an prototypischen kulturellen Erfahrungen orientieren (vgl. auch Werner 1919). In ihrer Tendenz, sich als in sich geschlossenes, kohärentes System darzustellen, werden Unebenheiten abgeschliffen und durch ‚Patching-Prozesse‘ abgesichert. Weiterhin muß eine gewisse Kohärenz der relevanten Alltagstheorien untereinander gewahrt sein, denn eine allzu große Diskrepanz der Alltagstheorien untereinander bzw. offene Widersprüche würden eher Verwirrung stiften, als Verstehens- und Kommunikationsprozesse koordinieren und damit fördern zu können. Jedoch gibt es auch Kräfte, die der Kohärenz unter den Alltagstheorien entgegenwirken; und Unverständnis bzw. Mißkommunikation zwischen unterschiedlichen kulturellen Gruppen läßt sich oft als Inkommensurabilität der Alltagstheorien darstellen.

Das eigentlich Metaphorische an diesem Prozeß ist die Tatsache, daß Wahrnehmung in diesem Sinne immer bereits metaphorisch ist: Die Wahrnehmung eines Sinnzusammenhangs ist mit Wittgenstein (1969) immer ein Prozeß der spezifischen Sichtweise – wobei dieser Prozeß des ‚Sehen-als‘ selbst wieder metaphorisch charakterisiert wird als ein Erkenntnisprozeß, der auf die visuelle Prototypik rekurriert. Innerhalb eines so gefaßten Metaphernbegriffs kann es dann auch den Unterschied zwischen wörtlicher Bedeutung und einer metaphorischen bzw. übertragenen Bedeutung nicht mehr geben, sondern nur noch ein Kontinuum mehr oder weniger konventionalisierter Sichtweisen.¹² – Ja es kann jetzt sogar erörtert werden, wieso die Vorstellung einer „Übertragung“ als Grundcharakteristikum der Metapher selbst das Produkt einer ‚Alltagstheorie der Metapher‘ ist, welche in objektivistischer Tradition ein Kategoriensystem für vorgegeben erachtet, und die mentale metaphorische Tätigkeit auf das Übertragen spezifischer Merkmale von einem Kategorienkomplex zu einem anderen reduziert. – Weiterhin glauben wir, dem Zusammenhang von Sprache, Kognition und Emotion einen Schritt näher gerückt zu sein, denn über den hier vorgestellten Metaphernbegriff wird klar, daß Vorstellungen („mentale Repräsentationen“) immer auch *Einstellungen* („attitudes“) sind, auf deren Grundlage Synästhesien zustande kommen (vgl. Osgood 1981).

In Bezug auf die komplexe ‚Sprachproduktion‘ und ‚Sprachverstehen‘ heißt dies, daß Sprache immer auch motiviert ist – nun jedoch nicht mehr über eine ‚Cognition-first-Hypothese‘, sondern über kulturspezifische Alltagstheorien, die bis hin auf die formale Sprachebene durchschlagen. Der Beweis für diese These wäre in detaillierten linguistischen und sprachhistorischen Untersuchungen zu erbringen. Es sei hier lediglich auf einige Arbeiten verwiesen, die im syntaktischen, lexikalischen sowie phonologischen Untersuchungsbereich diesen Ansatz aufgenommen haben bzw. verfolgen (vgl. Langacker 1979a, 1979b, 1980; Lindner 1980; Kay 1980; Ertel 1969).

Wenn der Zusammenhang von Alltagstheorie, Metapher und Sprache in der hier vorgestellten Skizze annähernd richtig erfaßt ist, dann muß es methodisch vertretbar sein,

¹² Die hier nur angerissene Problematik ist konkreter ausgeführt in Bamberg 1982, sowie in Budwig et al. 1983a.

von der sprachlichen Ebene ausgehend auf die zugrunde liegende Alltagstheorie – die diesen sprachlichen Verwendungszusammenhang ja weitgehend konstituiert – zu schließen. Die Verfahrensweise ist die in der Linguistik vorherrschende, nämlich die des Sammelns von Beispielen, der Auflistung und der Systematisierung. Eine adäquatere Systematik ist dabei einer unvollständigen bzw. inkohärenten Analyse vorzuziehen. Allerdings lassen sich im Rahmen dieser Verfahrensweise verschiedene Generalisierungsebenen unterscheiden; so etwa relativ großräumige, bzw. breit angelegte Alltagstheorien – wie etwa die hier umrissene Alltagstheorie von Sprache. Im Unterschied dazu fokussieren Untersuchungen wie die von Lindner (1980), die eine Systematik des Verb-Partikels *out* anstrebt, eher auf einer spezifischeren, lokalen Ebene.

Noch ein abschließendes Wort zur Unterscheidung von Alltagstheorien und sogenannten wissenschaftlichen Theorien: Im Laufe dieser Untersuchung mag recht häufig die eine oder andere Assoziation in Hinblick auf Vorstellungen geweckt worden sein, die im wissenschaftlichen Bereich momentan gang und gäbe sind. So erinnern die Behälter- und Ventilvorstellungen, aus der die Sprache geschöpft wird, stark an das Instinktmodell von Konrad Lorenz; die Vorstellung des Knüpfens und Verknüpfens weist Parallelen auf zu Netzwerkmodellen der semantischen Erinnerung bei Quillian (1969) und Anderson & Bower (1973), aber auch zu diskurstheoretischen Ansätzen von Foucault (1976) und Laclau (1981). Michael Reddy hat in einem Artikel auf die ‚Conduit-Metapher‘ aufmerksam gemacht, die in der englischen Sprache (bzw. mehr noch im amerikanischen Sprachgebrauch) einen Großteil der Sprache über Sprache charakterisiert, und gleichzeitig das vorherrschende Paradigma für Theorien der prozessualen Sprachverarbeitung liefert (Reddy 1979); Hoffman & Nead weisen explizit darauf hin, daß die vorherrschenden Metaphern in der kognitiven Wissenschaft – jedoch zugleich auch neu aufkommende Metaphern – die Grundlage für empirisch zu überprüfende Hypothesen bilden (Hoffmann & Nead 1981). – Mit diesen Autoren vertreten auch wir die Meinung, daß die Metapher nicht nur im Alltag eine entscheidende Rolle spielt, sondern auch in der Wissenschaft selbst. (Vielleicht liegt dies daran, daß die Wissenschaft nichts anderes ist als der Alltag des Wissenschaftlers.) – Aufgabe der Wissenschaft sollte es jedoch sein, die in Alltag wie Wissenschaft vorherrschenden Metaphern zu sichten, zu systematisieren und auf ihre Reduktionen hin, d.h. bezogen auf das, was aus dem Blickwinkel geraten ist, zu kritisieren.

Literatur

- J.R. Anderson/G.H. Bower: Human associative memory, Washington D.C. 1973.
 M. Bamberg: A fresh look at the relationship between pragmatic and semantic knowledge: Exemplified with data from the acquisition of first words, in: Archiv für Psychologie 133 (1980), 23–43.
 M. Bamberg: The communicative functions of metaphor in young children. Paper presented at the Annual Meeting of the American Psychology Association, Los Angeles 1981.
 M. Bamberg: Metapher, Sprache, Intersubjektivität, in: Muttersprache 92 (1982), 49–62.
 M. Bamberg: Metaphor and play-interaction in young children, in: F.E. Manning (Hg.): The world of play, New York 1983.
 M. Black: Metaphor, in: M. Black (Hg.), Models and metaphor, Ithaca, N.Y. 1962.
 K. Bühler: Sprachtheorie, Jena 1934.
 N. Budwig/M. Bamberg/A. Strage: A case for literal metaphor in child language, in: C.L. Thew/C.E. Johnson (Hg.), Proceedings of the Second International Congress for the Study of Child Language, Vol. II, Lanham 1983 (= 1983a).
 N. Budwig/A. Strage/M. Bamberg: „Mommy let me play with my friend!“: The mechanics and products of play, in: F.E. Manning (Hg.): The world of play, New York 1983 (= 1983b).

- L. Coleman/P. Kay: Prototype semantics: The English word *lie*, in: Language 57 (1981), 26–44.
 S. Ertel: Psychophonetik, Göttingen 1969.
 M. Foucault: La volonté de savoir. Histoire de la sexualité, Paris 1976.
 R.R. Hoffman/J.D. Nead: General contextualism, ecological science and cognitive research. Unpublished manuscript 1981.
 P. Kay: The role of cognitive schemata in word meaning: Hedges revisited. Unpublished manuscript 1980.
 E. Laclau: Politik und Ideologie im Marxismus. Kapitalismus – Faschismus – Populismus, Berlin 1982.
 G. Lakoff/M. Johnson: Metaphors we live by, Chicago 1980.
 R.W. Langacker: Grammar as image. Paper presented at the Conference on Neurolinguistics and Cognition, UCSD 1979 (= 1979a).
 R.W. Langacker: Remarks on English aspect. Paper presented at the Conference on Tense and Aspect: Between Semantics and Pragmatics, UCLA 1979 (= 1979b).
 R.W. Langacker: Space grammar, analyzability, and the English passive. Unpublished manuscript 1981.
 S. Lindner: A lexico-semantic analysis of verb-particle constructions with *out*. Unpublished manuscript 1980.
 C.E. Osgood: The cognitive dynamics of synesthesia and metaphor, in: R.P. Honeck & R.R. Hoffman (Hg.): Cognition and figurative language, Hillsdale 1980.
 M.R. Quillian: The teachable language comprehender: A simulation program and theory of language, in: Communications of the Association for Computing Machinery 12 (1969), 459–476.
 M. Reddy: The conduit metaphor – A case of frame conflict in our language about language, in: A. Ortony (Hg.): Metaphor and thought, Cambridge 1979.
 E.H. Rosch: On the internal structure of perceptual and semantic categories, in: T.M. Moore (Hg.): Cognitive development and the acquisition of language, New York 1973.
 E. Rosch: Human Categorization, in: N. Warren (Hg.): Studies in cross-cultural psychology, Vol. I, London 1977.
 E. Rosch: Principles of categorization, in: E. Rosch & B.B. Lloyd (Hg.): Cognition and categorization, Hillsdale 1978.
 E. Sweetser: The definition of *lie*: An examination of the folk theories underlying a semantic prototype. Unpublished manuscript 1981.
 H. Werner: Ursprünge der Metapher. Arbeiten zur Entwicklungspsychologie, in: F. Krüger (Hg.), III. Heft, Leipzig 1919.
 L. Wittgenstein: Philosophische Untersuchungen, in: L. Wittgenstein: Schriften I, Frankfurt a. Main 1969.